



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wilhelm Jensen : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sehen werden, daß sich solchergestalt seine praktische Thätigkeit ganz und gar auf den innerhalb des heutigen Protestantismus so heftig angefochtenen Glaubenssatz von der Kirche als einer Heils- und Erziehungsanstalt stellt. Weit entfernt davon, die Belehrung und Erbauung dem freien Belieben jedes einzelnen Gemeindemitgliedes zu überlassen, mag er beides nicht einmal den Predigern zu unbeaufsichtigter Übung anvertrauen. „Mich dünkt, sagt er an derselben Stelle, wo man die Postillen gar hätte durchs Jahr, es wäre das beste, daß man verordnete, die Postillen des Tages, ganz oder ein Stück, aus dem Buche dem Volke vorzulesen, nicht allein um der Prediger willen, die es nicht besser könnten, sondern auch um der Schwärmer und Sekten Treiben zu verhüten; wie man siehet und spüret an den Homilien in den Metten [im priesterlichen Stundengebet, das zwar jetzt nur noch als eine Privatobliegenheit der katholischen Priester fortbesteht, ursprünglich aber öffentliches Chorgebet war und an den Domkirchen noch heute ist; wenn es auch wegen der dabei angewandten lateinischen Sprache dem Volke unverständlich bleibt]. Sonst, wo nicht geistlicher Verstand und der Geist selbst redet durch die Prediger (welchen ich nicht will hiemit Ziel setzen; der Geist lehret wohl besser reden denn alle Homilien und Postillen), so kömmts doch endlich dahin, daß ein jeglicher predigen wird, was er will, und anstatt des Evangelii und seiner Auslegung wiederum von blauen Enten gepredigt wird.“

(Fortsetzung folgt)



## Wilhelm Jensen

(Schluß)



n jüngerer Zeit hat Jensen, diesmal rein für seine eigne Person und ohne politisch-soziale Ausblicke daran zu knüpfen, sodaß ihn hier die begonnene Antikritik nicht beirren kann, ein neues Glaubensbekenntnis veröffentlicht, und diesmal nun auch mit einer Lösung, die eben auch nur ganz von seiner Person genommen und ausschließlich auf diese zugeschnitten ist, nur für sie überhaupt eine darstellt. Diese zweite Beichte ist sein schon erwähnter Roman „Runensteine“\*). Da sind in der Einleitung die drei Weltanschauungen, die sich nicht vereinbaren lassen, zu überirdischen Frauenbildern verkörpert, die

\*) Leipzig, dritte Auflage 1888.

auf deutungsvollen Steinen der Vorzeit am einsamen Strande des ewig gleichen Meeres bei einander ruhen. Die eine „trug dunkles, fast nächtig schwarzes Haar zu ernster Tracht um das Haupt gefesselt. Ihre Züge waren unbeweglich ruhevoll, wie die sterngleichen Augen, die sich über die unabsehbare Weite des Meeres forttrichteten. Sie gewahrten nichts um sich her; ihr Blick ward von einer Leuchtkraft aus dem eignen Innern erhellt; doch auch ein fremdes Licht, das mir nicht sichtbar von unendlicher Ferne kommen mußte, spiegelte sich zwischen ihren weit offenen Lidern. Ein schwärmerischer Glanz ging aus ihnen hervor, doch ohne Wärme, wie Sterngefunkel einer Winternacht, streng und kalt.“ So also sind der Glaube und die abstrakte Theologie in Jensens Auffassung beschaffen. Die Gestalt giebt auf die Frage nach ihrem Wesen den Bescheid „mit metallener Stimme gleich dem Anschlag einer Erzglocke: Ich schaue die Ewigkeit des Lebens.“ Dem zweiten symbolischen Frauenbilde streift das blonde Haar ins Aschenfarbene und wirft im Meerwinde flatternd Schatten wie Faltenstriche des Alters über das Antlitz. „Ihre Augen nahmen auf, was um sie lag, doch sie waren glanzlos, stumpf, leer und gleichgiltig. Auf den Lippen kauerte eine Regung des Gemütes, aber wenn sie zum Laut wurde, konnte sie sich nur in ein Wort bitteren Hohnes umsetzen.“ Ihre Antwort, mit dem Klang der gesprungenen, zerrissenen Glocke: „Ich schaue die Nichtigkeit des Lebens.“ Die dritte, in wunderbarer Schönheit geschildert, am meisten wie ein irdisches Weib, sie allein unter diesen dreien ihre Hoheit als eine unbewußte Mitgift tragend, im Antlitz Glück und Trauer wundersam gemischt und auf den lebenswarmen blühenden Lippen eine zuckende Regung zwischen Lachen und Weinen. „Was bleibt dir noch andres zu thun übrig?“ fragt sie der Blick, nachdem der Mund jene beiden ersten Antworten erhalten hat. „Da wandten (Jensen schreibt wendeten) sich ihre Augen mir entgegen, warm wie Sonne des Frühlings und blau gleich feinen Veilchen. Mein Herz erzitterte seltsam unter dem Blick, süß und bang, denn es ward aus ihm von allem durchflossen, was es je in sich empfunden. Und eine weiche Menschenstimme sprach — und wieder klang es mir bis ins Herz, wundersam von seliger Wonne und tiefem Weh zugleich durchbebt: »Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens.« Mir aber flog von den Lippen, aus tief aufatmender Brust: »O du Liebreiche, Hohe, du Göttlich-Menschliche, laß mich dir noch in das schöne, beglückende, trauernde Auge sehen!«“

In dieser übrigens für Jensens Stil und Wortgebrauch charakteristischen Stelle der „Runensteine“ ist der goldene Schlüssel zu Jensens hoher, wehmütiger Schönheitsreligion gegeben. Freilich die „Runensteine“ selber halten nicht völlig, was sie versprechen; die erzählende Durchführung wird der monumentalen Größe des in der Einleitung gegebenen Programms doch nicht vollkommen gerecht. Desto näher aber begegnen wir der dritten, der göttlich-menschlichen jener drei Nornen des Dichters im „Vorherbst“ wieder,

desto häufiger blicken dort ihre blauen Augen aus den wohllautenden Versen heraus, sind dort Glück und Sonnenschein, Ahnung und Wehmut, wie sie von Jensen empfunden werden, in schönster und, was man bei ihm doch stets besonders anmerken muß, durch keine Weiterungen gestörter Abklärung niedergelegt. Freilich, wem das Memento mori mitten in diesen in Schönheit sich wiegenden Versen unerträglich ist, der muß Jensen gänzlich fallen lassen; das einfache Goethische „Am Sein erhalte dich beglückt,“ das eben auch nur eine Resignation darstellt, verträgt sich nicht mit der Art dieses Dichters. Jensens niederdeutsche Natur ist zu schwerblütig oder doch richtiger viel zu ernsthaft und zu lebenskräftig, um auch nur auf eine Reihe von Augenblicken der Ahnung blaßes Gesicht zu vergessen; immer und immer wieder häumt sich die Seele, wenn sie sich soeben noch in weltverlorener Sonnenschönheit träumend geöffnet hat, in unmittelbarem Erschrecken auf gegen den plötzlichen leisen gespenstischen Wink. Und da ist es nun ergreifend, zu sehen, wie dieser Dichter, der alles Positive im Denken überwunden und abgethan zu haben vermeint und andern so vieles oder alles genommen hat, schließlich verstohlen, einsam und allein, doch wieder genau denselben Pfad wandelt, den er als die Notbrücke der Angst erkannt hat, denselben, den das erste und nächste übersinnliche Bedürfnis aller Menschheit aller Orten gegangen ist, wie er dazu gelangt, die Fortdauer nach dem Tode nun für sich selber, wir sagen gewiß nicht zu hoffen, aber ihrer doch auch zu bedürfen, sie nicht ein für allemal aufgeben, entbehren zu können, sie selber wieder zu postuliren und sich auf einfachste und eigenste Art in sie hinein zu träumen. So in dem Gedichte „Heimlicher Besuch,“ der wehmütigen Rückkehr aus dem „seltsamen Liegen“ unter dem grauen Friedhofsstein zum Lichte der Sonne und zu seiner liebsten, besten Welt:

Wenn mir in Frühlingszweigen  
Zu Häupten die Knospe springt —  
Und in mein nächtig Schweigen  
Das Zauchzen der Amsel klingt —

Wenn goldene Schmetterlinge  
Hintaumeln über den Stein,  
Und flimmernd goldene Ringe  
Drauf spielt der Sonnenschein,

Da wirds nicht schlafen mich lassen  
Zu dunkeln, engen Gemach,  
Allmächtig wird es mich fassen,  
Mein Herz wird allzuwach,

Es wird aus der Brust mir drängen  
Ein göttlicher Sehnsuchtstrieb  
Und meine Kammer zersprengen —  
Ich hatte die Sonne zu lieb.

Und dann die lautlose Einkehr bei seinen Lieben im wohlbekannten Hause, im Garten zwischen dem Blütengesträuch:

Ihr seht mich nicht, und ihr hört mich nicht;  
Zu nebelbleich wird ein Menschengesicht  
Vom langen Schlafen im dunklen Grund . . .

Und still nun sitz ich euch zur Seit'  
Und teil euer Glück, euer Hoffen und Leid;  
Ich höre, wie's allen erging und ergeht,  
Mich grüßt manch altvertrautes Gerät.

So bleib ich bei euch bis zur dämmernden Nacht;  
Auf Büschen und Bäumen dann glimmert es sacht,  
Und der Mond steigt herauf, und im Schweigen sitzt ihr —  
Da spricht eine Lippe gedenkend von mir.

Und es schwellet die Brust mir mit selbigem Schmerz,  
Und ich muß und umfang dich und schließ dich ans Herz,  
Nicht fühlst du den Kuß, den ich dankend dir gab,  
Nur ein Schauer läuft kühl dir vom Nacken herab.

Ein Gedicht ist in der Sammlung, „Zuletzt,“ die Schilderung sanfter, Vergangenenheit und Gegenwart, Täglichkeit und Ewigkeit traumhaft in einander webender Phantasien des Sterbenden. So etwas wie diese reimlosen Strophen ist kaum je gedichtet worden. Aber ein Gefühl sagt, dies Gedicht hätte aus der Sammlung wegbleiben sollen. Denn es ist zu innerlich wahr; so groß und alles beiseite schiebend ist selbst das Recht der Wahrheit nicht. Selbst in seinem Frieden, gerade in diesem Frieden ist das Gedicht zu ergreifend, zu sehr bis zum Schluchzen erschütternd.

Nahe verwandt dieser niemals ganz verstummten Scheideweimut ist das verlangende Gedenken des Dichters an die Frühzeit des eignen Lebens. Diesem gehört unter anderm ein kleines bezeichnendes Gedicht „Gelbe Blätter“ an. Gedanken, wie sie über vergilbten, halb fehnenden, halb thörichten Papieren der Knabenzeit aufsteigen, zuerst ironisch=belustigt, bis sich allmählich das Auge feuchtet und seltsam weit hinüber durch Lebensfernen starrt; und dann das große Erinnerungsbild an die verlassene, meerumschlungene Heimat, und mehr als das, die Jugend und das Leben selbst umfassend:

Noch einmal möcht ich über grünen Feldern,  
Drauf braun und buntgeschlecht die Kinder stehn,  
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern  
Die blaue See in Sonnenweite sehn;  
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben  
Aus ihrem Anblick schauernd überlief,  
Noch einmal wachend möcht ich wieder haben,  
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Es legt die Heimat sich mit goldnen Banden  
 Um unsre Willensfreiheit ernst und weich;  
 Die Scholle, drauf das Kind zuerst gestanden,  
 Ist heiliger Boden, dem kein andrer gleich.  
 Dort scheint die Sonne, dort nun sprießt am Raine  
 Der ersten Frühlingsblüten heller Kranz,  
 Dort taucht aus ahnungsvollem Dämmerseine  
 Der Nachtgestirne traumestillter Glanz.

Und wo wir alles gleichend wiederfinden,  
 Ein Rückglanz ist's nur, der aus allem strahlt,  
 Nur des verschlungenen Tones Nachempfinden,  
 Ein Bild nur, das Erinnerung uns maßt.  
 Wo sich die See noch dehnt zu blauen Weiten,  
 Wo, still wie einst, noch blieben Busch und Baum,  
 Noch einmal möcht ich mit mir selber schreiten,  
 Mein Leben vor und hinter mir ein Traum.

Etwas ähnliches übrigens, wie es hier mittönt, klingt auch in den Worten, worin Jensen das Facit seiner Auswanderung in den deutschen Süden zieht, wieder:

Es ist die Fremde. Ob sie reizumflossen  
 Und unter einem Himmel licht und lind,  
 Doch enges Eiland nur mit Weib und Kind.

Die „schöne Fremde,“ in die er zog, sie ist ein kühler Begriff geblieben. Ihr fehlt der Naturlaut der Heimat, „der alt vertraute Wind, der Kindheitsträume um die Seele spinnt,“ Bekannte und Genossen sind da, aber die mangeln, die aus dem gleichen Boden entsprungen sind, es fehlt der alte traute Winterabend inmitten nordischer Sturmwelt, und mit ihm auch

Des Freundes Einkehr, der zur späten Stunde  
 Mit Schnee bedeckt noch an der Hausthür schellt.

Jensens Größe in seinen Schilderungen der umgebenden Natur ist bekannt und auch gefeiert genug, es wäre überflüssig, aus dem überreichen Liederchatz des „Vorherbstes“ besonders beweisen und belegen zu wollen, wie überall seine innerste Seele mit unsichtbaren Fäden an die unmittelbarsten Regungen und Stimmungen der Landschaft und der Jahreszeiten angeschlossen und festgekettet ist. Aber noch weit über alle Szenerien und alle Malerei seiner Erzählungen geht hinaus, wie innig er in diesen Gedichten das tiefste, geheimste Wesen der Natur belauscht und widerklingen läßt. Wir heben nur die Blätter „Frühlingswind,“ „Föhn“ und „Im Vorfrühling“ hervor, das letzte mit dem Schluß:

Mir aber ist süß und sonnig  
 Von Träumen die Seele bewegt,  
 Wie selig vor seinem Geburtstag  
 Ein Kind zum Schlafen sich legt,

dann „Sonnenmüdigkeit,“ und das prächtige:

Grenzboten III 1891

52

Und wieder ist's des Sommers Geisterstunde,  
 Da stumm das Haus im heißen Mittag schweigt,  
 Geschlossene Türen füll'n die Saalesrunde  
 Mit goldnem Dämmern; nur, von Laub umzweigt,  
 Trägt fernher von des Nebenraumes Dunkel  
 Ein Fenster blühend sonnengrünes Licht . . .

alles, um echte Gedichte zu sein, keine bloßen Momentzeichnungen oder Farbenskizzen, sondern mit der erzeugten eignen Stimmung und dem nachhallenden persönlichen Empfinden eng verknüpft, ferner (in eigenartiger Neuformung des uralten und faustischen Verschmactens nach Begierde im Genuß) das Augenblicksbild, wie mitten heraus aus leuchtend herrlichem Sonnentag urplötzlich das Verlangen auftaucht, am kalten Wintertage hinter den geschlossenen Scheiben zu sitzen, an die das Schneegestöber prickelt, um sich — nach des Sommers Sonne zu sehnen. Und so eins nach dem andern, und zuletzt die schwermütig schönen Gedichte, die das wechselreiche Ausklingen der schönen Jahreszeit und dann das müde Scheiden der gealterten Natur begleiten.

Dazu, welcher einfache Wohlklang überall! Kann man einen Dichter nennen, der Jensens Bestes darin überträfe? Und einen, der ihm an Mannichfaltigkeit, an beherrschender Sicherheit gleichkäme? Wir möchten sie alle, alle aufführen, diese Lieder der Natur und des Empfindens in und mit ihr. Hier nur eines davon; laufen diese Zeilen nicht, als sähe man in Sommertagsglut die heiße Luft über den wiegenden, duftenden Feldern zittern? Es ist „Glocken“ überschrieben:

Über die Felder zieht es so weit,  
 Hochzeitsgeläut oder Trauergeläut:  
 Summender Glocken singender Klang  
 Wiegt sich im Winde den Wegzaun entlang,  
 Wallt auf des Frühlings flimmernder Saat,  
 Streift um den heimlichen Eichenbuschpfad —  
 Sacht nun verschwebend, wie zitternd entflohn,  
 Neu sich belebend mit schwellendem Ton,  
 Schwingend und klingend um graues Gestein,  
 Schwirrend wie Bienen am sonnigen Rain,  
 Schattendurchirrend, allüberall —  
 Tief nun im Wald ein verhallender Schall  
 Zwischen den Stämmen im grünen Geäst,  
 Leis wie im Laubdach ein zwitscherndes Nest —  
 Gleitend auf Wellen und kispelnd im Rohr,  
 Nieder vom Himmel, vom Boden empor  
 Steigend und fallend wie Lerchen im März,  
 Spinnend im Ohr und durchrinnend das Herz:  
 Über die Felder unendlich weit  
 Hochzeitsgeläut oder Trauergeläut.

Und nirgends ist die reine Stimmung durch des Gedankens Blässe gestört oder eingengt. Beginnt doch das wundervolle Gedicht „An die Nacht“

Die Nacht ist weich — wie deine Wangen,  
 Wie deine Stimme der Windeshall,  
 Es flimmern die Sterne wie deine Blicke —  
 Ich wollt entrienen meinem Geschicke,  
 Und bin von dir gegangen  
 Und bin von dir gefangen  
 Allüberall

mit einem pantheistischem Eingeständnis des auf alle vermeintliche Omnipotenz seiner Naturwissenschaft gestützten Grüblers:

Mächtige Stille  
 Hoch über der Welt;  
 Ein mächtiger Wille  
 Lenkt und hält  
 Das Sternengewühle,  
 Das kein Denken ermißt.  
 Steh schweigend und fühle,  
 Wie nichtig du bist!

Auch in dem Gedichte, das wie eine Fortsetzung des eben angeführten erscheinen könnte, da es nach den letzten Rätseln der Schöpfung und des Weltenregimentes fragt:

Wer bist du,  
 Der den Schwalbenflug  
 Durch die Lüfte leitet,  
 Der im Wolkenzug,  
 Der im Winde schreitet?

ist alles Empfindung und Gemälde, und nichts von Philosophie hinzugethan. Und „Wahrheit“ —

Warum willst du zu ihr streben?  
 Wahrheit ist nicht Glück, nicht Leid,  
 Ist nur Todeseinsamkeit,  
 Ohne Liebe, ohne Leben,  
 Über allem Zeitgebilde  
 Reglos thronend gleich der Zeit,  
 Abglanz nur der Ewigkeit,  
 Ohne Zorn und ohne Milde.

Staunend haben wir unter den etwa 150 Gedichten des „Vorherbstes“ keine bestimmtere Wendung gegen das Christentum und nur einen einzigen Ausfall gegen den Glauben gefunden, der aber so flau ist, daß er gar nicht in das Buch hineingehört. In dem „Kleinen Gerank“, dem Anhange, wird dann noch ein wenig und nicht etwa nur mit Unrecht räsonniert, wobei freilich das eine oder das andre unterläuft, was man boshaft auch einmal Jensen unter die Augen halten könnte. Und einen Immediatstreifzug vor den

Hohenzollernthrone für den „Geist“ wollen wir auch lieber mit dem Mantel der christlichen Liebe verhängen; Jensen scheint, wo er für die Menschheit fordert, ein Optimist des *L'état c'est moi* zu sein. Das nebenbei. Im ganzen fallen in diesem Buche, das den Dichter nur natürlich, menschlich und persönlich giebt, alle die Nebensächlichkeiten weg, die man von ihm sonst bei jedem neuen Buche sicher zu erwarten gewöhnt war, und damit gerade auch die, die man viel weniger gut verträgt, als ein wenig Poltern. Diese Gedichte sind durch das, was sie haben, wie durch das, was sie ausschließen, geradezu der Erkenntnis Spiegel dafür, was zu Jensen gehört und was ihm nur angefliegen, was Manier ist. Zu dieser Manier gehörig erweisen sich, als im „Vorherbst“ ganz fehlend, auch die fast in allen seinen Erzählungen angebrachten ein- bis zweimaligen Pikanterien. Um hierin richtig verstanden zu werden, ist wieder noch eine kleine Auseinandersetzung nötig, denn auch in dieser Beziehung läßt sich durchaus nicht alles bei ihm unter einen Hut bringen; die Stellen, wo Jensen überhaupt an das Sinnliche rührt, begegnen vielmehr in ganz verschiedener Art, lassen sich in Gruppen oft von ganz entgegengesetztem Gepräge ordnen. Zunächst handelt es sich, wie wir feststellen, nie um eigentlich sexuelle Szenen, auch nie um laze Moral oder unsittliche Tendenz. Das gemeinsame Thema ist vielmehr der ästhetische Kultus der weiblichen Leibeschönheit. In der einen Gruppe, zu der z. B. „Eddystone“ und „Nirwana“ gehören, wird die Schilderung ausgereifter, kraftgeschwellter Weiblichkeit unter die farbensatten Bilder, die die Erzählung vor dem Auge des Lesers heraufziehen läßt, voll offener, herzhafter Sinnlichkeit aufgenommen. Gegen diese Szenen liegt es uns fern uns an dieser Stelle zu ereifern, zumal da sie der Handlung — gewöhnlich werden sie, da die Helden viel zu gut dazu sind, von Nebenpersonen herbeigeführt — mit ausreichender Motivierung angehören, frischweg der Kraftempfindung entspringen und von einem Kolorit und Schönheitszauber umflossen sind, die sie rein künstlerisch wirken lassen, wir möchten sagen, wenn wir an *Clémence Guéraud* denken, wie *Tizianische* irdische Liebe. Solche Szenen und Figuren gehören ja schon seit einigen Jahrzehnten anscheinend zu den unentbehrlichen Requisiten unsrer Litteratur; nur daß *Julius Wolff* und andre, die so weit oder weiter gehen als Jensen, auch oftmals *Heyse* selbst, der darin der eigentliche Lehrmeister unsers Erzählers gewesen zu sein scheint, von diesem an Schilderungsvermögen und an ruhiger Unbefangenheit übertroffen werden. Mit den deutschen *Zolaisten* und ihren undelikaten Orgien ist natürlich jeder Vergleich unangebracht. Ein ganz anderer, eigentlich das gerade Gegenteil zu dem Bildner jener üppigen Figuren ist Jensen, wenn er versucht, das hohe Lied der weiblichen Unschuld zu gestalten, die in ihrer lilienhaften Reinheit nur desto sicherer und unbefangener ist, weil sie niemals durch hinweisende Vorschriften und Warnungen gehütet und aufgeschreckt worden ist und — die er dann allerdings ein paarmal

doch naiv gemeinte Thorheiten und Unvorsichtigkeiten, ja Zubringlichkeiten begehen läßt, die, wie wir wenigstens meinen, über das Ziel hinausschießen, und von denen wohl selbst die unschuldigste zwölfjährige Kindlichkeit durch ein unbewußtes Gefühl abgehalten wird. Das Reinste und Schönste in diesem Typus hat Jensen in dem fast vergessenen epischen Gedichte „Die Insel“ geschaffen, vielleicht dem poetischsten seiner Werke, das z. B., wie wir uns erinnern, Theodor Fontane unter den wenigen Büchern auführte, die er nannte, als vor ein paar Jahren die unnützen Fragebogen nach den „hundert besten Büchern“ umliefen. Was der Dichter in der „Insel“ erzählt, ist, stofflich verwandt, doch hundertmal schöner als die Paradiesesgeschichte des alten Testaments und mit der ganzen Feinheit seiner psychologischen Meisterschaft und mit aller nur denkbaren Keuschheit und Reinheit durchgeführt. Und auch sonst noch manchmal — wenn man auch die Figuren, die zu viel beweisen wollen, abzieht — sind ihm verwandte, wir möchten sagen Psychegestalten wohl gelungen. Was wir nun aber gar nicht lieben, was störend und peinlich berührt, das ist das dritte, das sich bei ihm findet: die hie und da gerade in jüngern Werken vorkommenden, gar nicht oder aufs notdürftigste motivierten Episöden, die durchaus nicht sinnlich gemeint sind, aber auch nicht unschuldig wirken, diese überflüssigen Blicke wie durch die Thürspalte in das Ankleidezimmer junger Mädchen („Doppelleben“), diese öffentlichen Foltern sittsamer junger Weiber vor grinsenden Richtern („Minatka“) oder höchst verwunderlichen Anforderungen jugendlicher Stürmer und Dränger an junge Damen, deren Seelengröße und gesellschaftliche Vorurteilslosigkeit damit angeblich gemessen werden soll („Über die Wolken“). Hier steht der Leser zuweilen in Gefahr, mit dem zuthulischen Dunkel, dem dreisten Studenten oder dem lüsternen Kegerrichter den Verfasser selber zu verwechseln; diese Szenen haben etwas Clauensches oder, um auch sie schließlich mit Gestaltungen der bildenden Kunst in Parallele zu stellen, etwas von dem abgelebten Behagen, das den jungen und alten Greisen des heutigen Frankreichs die vierzehnjährigen Mädchen Hemmers und anderer so hoch im Preise steigert. Man würde aber dem Dichter großes Unrecht thun und ihn nur ganz oberflächlich kennen, wenn man dabei an irgendwelche bewußte Absichtlichkeit von ihm dächte. Es ist alles nur allmählich gewordene Manier, an der er selbst keinen innern Anteil hat, lahme Abfälle und Schnitzel des ersten, des sinnlichen oder Wucherungen des zweiten, des Unschuldstypus, die er nicht streng kontrollirt, und denen gegenüber er aus langsamer Gewöhnung nicht mehr mit so scharfer Grenze empfindet, wie der ihn sonst verehrende Leser, der diese Gewöhnung eben nicht in allen ihren Stadien und leichten Übergängen mitgemacht hat, und dem diese Dinge jedesmal um der Dichtung selber willen leid thun. Vor allem kultivirt Jensen diese Szenen nicht des Publikums wegen; im Gegenteil, er brauchte nur zu erfahren, dergleichen sei inzwischen Modegeschmack geworden, so ließe

er es sofort, ja er zöge dagegen zu Felde. Vielleicht hat sich einmal ein Kritiker gegen diese Geschmacksverirrung, als sie zuerst auftauchte, gewandt; wie unser Friesen einmal ist, wäre er dann im Stande, sie nun erst recht der „Brüderie“ zum Trost und immer wieder bis zur Schablone zu bringen. Das erscheint sogar als die wahrscheinlichste Erklärung, denn in „Vorherbst,“ wo nur wirkliche eigenste Art ist, findet sich, wie gesagt, derlei überhaupt nicht.

Jensen wird nun aber nicht bestreiten können, daß er durch einzelne Eigentümlichkeiten oder Außerlichkeiten seines langen Schaffens für ein paar Haupttendenzen, mit denen sich das „jüngste Deutschland“ oder die „Moderne“ breit macht, mit am meisten Bresche gelegt hat. Natürlich ohne die Absicht solchen Erfolges. Er steht zur „Moderne“ ungefähr in dem Verhältnis wie der Liberalismus der Bourgeoisie zur Sozialdemokratie; die Parallele erstreckt sich auch noch weiter: auf den bitteren Gegensatz zwischen dem „vorurteilsfreien“ Vater und dem Töchterlein, das gelehrig der freien Erziehung gelauscht hat, dann aber eines schönen Tages sagt: „So, nun finde ich mich allein weiter“ und dem händeringenden Erzeuger höhnisch mit einigen von seinen eignen Doktrinen Antwort giebt. In München lief vor kurzem ein böses, böses, aber sehr gutes Epigramm um, das die „Dichter von gestern“ und die „von heute“ als Erwiderung auf einen in der „Moderne“ gehaltenen Vortrag in Vergleich stellte; das wurde wohl nicht mit Unrecht allgemein auf Jensen zurückgeführt. Auch in seinem „Vorherbst,“ der an sich so gar nicht polemisch ist, steht eine Distichenreihe „Kunst und Naturalismus,“ und auch sonst runzelt er verächtlich die Stirn über unsre Zeit, ihre am meisten zu Tage liegenden litterarischen Bewegungen und Neigungen und das dazu gehörige Publikum:

Ein letztes, armes Stück begrabner Zeit  
 Steht heut die Dichtung unter fremder Menge,  
 Die um sie her zu neuen Göttern schreit.  
 Es achtet keiner ihrer im Gedränge,  
 Wie sie im alten, modelosen Kleid  
 Dahingeht, auf den Lippen leise Klänge,  
 Die einst an ihrer Wiege noch geklungen;  
 Nur lachen da und dort die Gassenjungen —

Diese Gedichtsammlung ist, wie gesagt, eine Gabe aus dem innersten Herzen, ein geheim geführtes Tagebuch, das zum erstenmale den Dichter ganz erschließt und uns damit vielfach überrascht. Hier zum erstenmale erfährt es der Leser auch deutlicher, wie viele rührende Weichheit und Milde hinter all der Schroffheit steht, die sich Jensen vor dem Publikum und für dieses angewöhnt hat, welches tiefe, fast anachoretische Verlangen nach einer transzendenten Welt hinter dem unablässigen Gottesleugnen, welche Romantik, welches Lobpreisen der Vergangenheit, welche Sehnsucht nach den still beschau-

lichen Zeiten etwa eines Matthiſſon oder Hölderlin, lauter reaktionäre Stimmung hinter ſeinen vielfachen und lauten Beteuerungen und Bethätigungen für den einem ſpezifisch jüdiſchen Liberalismus entſprungenen Zerſetzungsgeiſt, in deſſen Truppe er als ein unwiſſend angeworbener und — unbelohnter unter den vielen Arbeitern, die man bei der Abräumung der abendländiſch-chriſtlichen Kultur angeſtellt hat, ſo treulich mitgeholfen hat. Erſt in dieſen Gedichten befreit ſich ſeine Dichterereſcheinung von einer Anzahl der biſher in ihr befindlichen unbegreiflichen Widerſprüche. Nehmen wir hinzu, was wir in den Erzählungen als die eigentlichern Gegenſtände ſeines Widerwillens finden, Stumpfheit und Pietätloſigkeit, gemeine Nützlichkeit und hartherzige Profitlichkeit in der heutigen Geſellſchaft, allgemeines Stimmrecht in Geſchmacks- und Verſchönerungſachen und all das vorhin ſchon erwähnte, und faſſen wir dann das ins Auge, was wir dort, wo er ſelber formt und erfindet, als die leitenden Sterne ſeines raſtloſen Schaffens erkennen, ſo ergibt ſich ein ganz geſchloſſenes und in ſeiner Eigenart einheitliches Charakterbild, um das zu jeder Zeit die hohen Worte geſchrieben ſtanden: Schönheit, Wahrheit und Menſchenliebe. Dieſe hätten wir freilich auch leſen können, ohne erſt noch auf der Oberfläche des Bildes ein wenig herumzukragen. Aber auch dieſes Privatunternehmens freuen wir uns außerordentlich. Jenſen wird freilich, das verhehlen wir uns nicht, von dieſer unſrer Freude keine empfangen.

Sein „Vorherbſt“ wendet ſich an die alten Freunde — denn in der That nur für nahe Freunde konnte dieſes Geheimtagebuch enthüllt und als ein verehrungswürdiges Geſchenk gegeben werden —, an alle die, die der Vielgeleſene doch nur ahnend und taſtend ſucht und zu finden hofft:

Euch alle grüß ich, die wir gute Freundschaft  
Auf unſerm Wandergang gehalten hätten,  
Wenn zu Gefährten uns der Weg geſellt . . .

Dieſelben Sterne ſahn wir über uns;  
Der Sonne Licht- und Wärmestrahl durchfloß  
Mit ſüßem Schauern uns, und alle Schönheit  
Empfanden wir mit einer Seele Kraft . . .

Eins gebrach uns nur:  
Weit hin zerſtreut von Unbeginne, ſahen  
Und hörten, kannten wir uns nicht. Wir ſchritten  
Vielleicht einmal uns fremd und kalt vorüber,  
Und keiner wußte, daß vom ſelben Blut  
Des Geiſtes und Gemüts umſonſt ein Tropfen  
Im großen Lebensſtrom den andern ſuche . . .

Wir meinen, wenn irgend etwas, ſo ſollte und wird der „Vorherbſt“ die Zahl der Freunde vermehren, und zwar ſo, daß der Dichter gerade die neuen Freunde reichlich ſo wie die alten zu ſchätzen Grund haben wird. Denn wenn er niemanden recht fand, der ihn noch ans Menſchentum glauben

ließ, wenn er sich immer wieder wie die unzart berührte Schnecke einzog, so war es doch wohl in der Hauptsache deswegen, weil er, um die „Menschen“ zu finden, in der falschen Richtung auszog und entgegenkam, übrigens dort doch nicht annähernd genug entgegenkommen konnte. Er muß sie doch wohl auch in den Kreisen gesucht haben, die, ihm äußerlich näher stehend, doch nie die feinen gewesen sind, und denen er mit genügend deutlicher Bezeichnung zuletzt zuruft:

Mein Schritt ist fremd im Drängen eurer Gassen,  
 Mein Kopf verwirrt in euerm Wirbeltreiben,  
 Mich blenden hinter euern Spiegelscheiben  
 Die glitzernd ausgestellten Warenmassen.

Und fremd klingt auch eur Wort mir; wir verstehen  
 Nicht unsre Sprachen. Laßt mich still beiseite.  
 Nicht will ich eure Rennbahnkränze schmäh'n,

Doch was sich höchstens jeder auch erstreite,  
 Gern laß ichs ihm für eines Baumes Wesen  
 In abendlich beglänzter Feldesweite.

Schade, daß Viktor Hahn und er sich nicht gekannt haben.



## Volksbühnen auf Volksfesten



ie Gesellschaft für modernes Leben in München, die unter der Leitung des bekannten Realisten M. G. Conrad steht, hat am 1. Juni dieses Jahres bei dem Magistrat der Stadt München eine Eingabe eingereicht, begleitet von einer Denkschrift, die der Beachtung der weitesten Kreise würdig ist. Man braucht mit den Zielen dieser Gesellschaft, die sich in der Betonung des etwas schwankenden und unklaren Begriffes der „Moderne“ mit der Freien Bühne in Berlin begegnet, nicht allenthalben einverstanden zu sein und kann dennoch nach dem Grundsatz, das Gute zu nehmen, woher es kommt, das Anerkennenswerte aus ihren Bestrebungen unparteiisch und vorurteilslos herausgreifen und zum Nutzen der Gesamtheit verwerten.

In der erwähnten Eingabe handelt sich um nichts geringeres, als um die Gründung einer Volksbühne auf der Theresienwiese während des alljährlich stattfindenden Oktoberfestes. Der Rat der Stadt München trägt sich nämlich mit der Absicht, die noch vorhandenen freien Gründe der Theresienwiese,